

Auf der Flucht

Ich weiß es noch ganz genau: Am Samstag vor dem Weißsonntag, dem 7. April 1945, kam meine Mama ins Zimmer. Ich schlief noch. Sie sagte: „Hermi, steh auf, du musst sofort mit der Lind Tante zum Riegler (vulgo Gruber) nach Wetzberg gehen. Dort können wir für die nächste Zeit wohnen.“ Am Freitagabend zuvor kam Schiester Mitzi, unsere Nachbarin, zu uns und fragte: „Was macht ihr morgen?“ „Wir gehen fort“, antworteten wir.

Eine Woche vor dem Weißsonntag, dem Ostersonntag, gingen wir noch in die Kirche. Der Pfarrer machte jedoch ein Schnellprogramm, da sich die Gefahr durch die Russen größer wurde, die Straßen schon voll mit ungarischen und brotbettelnden Flüchtlingen waren und sich alle auf die zunehmende Bedrohung vorbereiten bzw. ihr Hab und Gut für die Flucht packen mussten. Die Tiefflieger flogen an diesem Sonntag auch wieder, ganz nah an der Kirche vorbei – ein Bild, das ich nie vergessen werde. Nach der Kirche machte sich bereits große Sorge, Aufregung und Unruhe unter den Bewohnern in Mönichwald breit. Jeder wollte nur nach Hause. Frau Neumann, die Hausbesitzerin, packte mich an der Hand und lief schnell mit mir über die Wiese und nicht über die Straße nach Hause. Meine beiden Brüder, die auch in der Kirche waren, suchten mich in der Zwischenzeit vor der Kirche. Die Woche bis zum Weißsonntag war geprägt von Ungewissheit, Unbehagen und Verlustängsten. Ab Weißsonntag begann dann für uns mit der Flucht endgültig der Krieg. Am Weißmontag marschierten die Russen ein.

Ursprünglich wollten wir zu Fam. Gruber flüchten. Aufgrund einer Warnung eines entgegenkommenden deutschen Soldaten, der uns auf eine Schusslinie aufmerksam machte, kamen wir jedoch von unserem Plan ab und fanden danach Zuflucht bei Familie Gaulhofer, vulgo Grabner, die sehr versteckt in einem entlegenen Bauernhof wohnte. Am Weg dorthin begegneten wir einem 17-jährigen Burschen, der gerade von seinem Einrückbefehl erfuhr. Er sagt: „Herr Lind, was soll ich tun?“ „Hau weg dein Gewehr und geht mit uns mit.“ „Das kann ich nicht“, seufzte er. Er endete, wie so viele andere junge und unerfahrene Soldaten als Kanonenfutter an der Front.

Insgesamt wohnten wir mit fünf anderen Familien und insgesamt dreißig Leuten bei Fam. Grabner. Während der Zeit versuchte man die teilweise notwendigen Wege ins Dorf für Verpflegung etc. minimal zu halten, um bloß nicht den Russen zu begegnen. Pro Stube wohnten zwei Familien. Genügend Betten für alle waren nicht vorhanden. Den Älteren, wie

beispielsweise Tante Lind, ließ man bei den wenigen Betten den Vortritt. Alle anderen schliefen auf Matratzen oder sonst wo. In der ersten Nacht bei Familie Grabner kroch ich zu Tante Lind und durfte bei ihr im Bett schlafen. Der Bauernhof war derart entlegen und den Russen unbekannt, sodass uns vierzehn Tage lang niemand entdeckte. Wir, Fam. Neuhauser, und Fam. Schaberreiter belegten die Bauernstube, Fam. Gaulhofer war im Schlafzimmer untergebracht, im damaligen Neubau des Bauernhofs hauste Fam. Schrammel und in der Haarstube, welche eigentlich für die Wollenproduktion verwendet wurde, wurde die Fam. Gruber untergebracht – jene Familie zu denen wir eigentlich flüchten wollten. Danach gingen sie mit uns mit. Von 8. April bis 1. Mai lebten wir dort.

Nachdem uns die Russen dann doch irgendwann entdeckten und unser Pfarrer uns den Rat gab zu flüchten („Geht's geht's, es hilft nix mehr. Hier haltet man es ja nicht mehr aus!“) machten wir uns mit allen dreißig Leuten nach vierzehn Tage bei Fam. Gaulhofer am 1. Mai auf in Richtung Waisenegg. Mit dabei war nun auch mein Cousin Matthias und die gesamte Familie Schantl, die erst später durch Zufall zu Fam. Grabner kamen, weil die Häuser, in denen die achtköpfige Familie – Schnantl Johanna, eine schwache, zierliche Frau und ihre sieben Kinder – zuvor Unterschlupf fanden, allesamt abgebrannt wurden. Die hatten wirklich gar nichts mehr, außer eine Tasche, die sie mit zu Fam. Grabner nahmen. Sie kamen erst in der Nacht, bevor wir nach Waisenegg weiterzogen, an. Wir gingen am nächsten Tag zu Fuß und sind im Treck gemeinsam mit den deutschen Soldaten, die einen Rückzugsbefehl bekamen, zuerst bis nach Falkenstein gezogen. Ich kann mich erinnern, dass es trotz Anfang Mai enorm kalt war und sogar geschneit hat. Unser Treck bestand aus einem Zug vieler Mönichwalder, Alt und Jung, deutschen Soldaten und unserem wichtigsten Hab und Gut. Zu diesem Zeitpunkt war es ungewiss ob oder wann wir jemals wieder zurückkehren konnten. Daher nahmen wir alles mit, das uns irgendetwas bedeutete, wie beispielsweise Schmuck oder Besteck, und versuchten so unsere Wertgegenstände vor den Russen zu bewahren.

Busse und Autos für die Flucht hatten wir trotz Transportunternehmen keine mehr, die hatten uns zu Kriegsbeginn 1938 bereits alle die deutsche Wehrmacht weggenommen und beschlagnahmt. Auch Lind Onkel war trotz seines mittlerweile fortgeschrittenen Alters noch auf der Flucht dabei und trug – ich weiß noch genau – zwei Koffer und einen Korb am Rücken. Eigentlich ein Wahnsinn. Auch Mama marschierte vollbeladen mit Korb, Koffer und der kleinen Hannelore, meiner Cousine, am Arm dahin. Jeder trug etwas, auch die Kinder. Auf den Fuhrwerken der mitgeflüchteten Soldaten durften einige Kinder und die Alten gemeinsam mit

dem Gepäck und unserer Habe mitfahren, welches von Pferden gezogen wurde. Mit diesen Wägen der deutschen Soldaten kamen wir im Treck bis nach Falkenstein. Danach trennten sich die Wege. Wir hatten Glück, dass wir die Soldaten getroffen haben und mit ihnen gemeinsam ein Stück gingen. Wir waren ihnen sehr dankbar. Ohne sie hätten wir es vermutlich nicht so weit geschafft.

Irgendwann waren wir nach dem langen Fußmarsch alle derart erschöpft, dass sich unser Treck einfach mitten auf ein Bahngleis in der Nähe unseres Fluchtwegs stellte und auf einen Zug wartete. Weitergehen erschien uns in diesem Moment unmöglich. Der daher rauschende Zug musste aufgrund der Menschenansammlung am Bahngleis eine Notbremsung machen. Der Lokführer war zwar außer sich, enorm wütend und schimpfte uns aufgrund unserer Lebensmüdigkeit, aber er hat uns schlussendlich fast mitnehmen müssen.

Mit dem Zug kamen wir vorerst nur bis nach Birkfeld, unser eigentliches Ziel war jedoch Waisenegg. Dort sollten wir in einem Gasthaus unterkommen. In Birkfeld bei Abenddämmerung angekommen erfuhren wir, dass es ein Gasthaus gibt, das Flüchtlinge – also uns – aufnehmen würde. In diesem Gasthaus bekamen wir nach den langen Strapazen auch endlich etwas zu essen, unser Wegproviant war bereits nach kurzer Zeit aufgebraucht. Die erste Nacht auf der Flucht haben wir also in Birkfeld verbracht. Der Volkssturm bot uns ihr Zimmer an, da sie nachtsüber Wache stehen haben müssen. Irgendwie paradox, aber die deutschen Soldaten waren uns auf unsere Flucht große Gehilfen. Organisiert hat die gesamte Flucht meine Mutter, sie war schon immer eine starke und resolute Frau, die es gewohnt war, viel Verantwortung zu übernehmen.

Am nächsten Morgen zogen wir nach Waisenegg weiter. Ein Teil unserer Fluchtpartie blieb bei Verwandten in Birkfeld. Wir, unsere Familie mit insgesamt 15 Leuten, wurden nach einem kurzen Fußweg zu Beginn von einem Traktor eines Verwandten von einem Mitflüchtenden das letzte Stück nach Waisenegg gebracht, wo wir für einige Tage Unterschlupf in einem Gasthaus fanden. In dem Gasthaus half unsere Mama tatkräftig beim Kochen und beim Betrieb mit, sodass wir dort wenigstens gratis hausen und essen konnten. Die größeren Kinder, auch meine Brüder, gingen zu den umliegenden Bauern in Waisenegg, um dort zu arbeiten und sich im wahrsten Sinne ihr Brot zu verdienen. Sie hüteten die Kühe, halfen in der Landwirtschaft mit und erledigten sonst alles, das ihnen gerade angeschafft wurde. Bei dem heutigen

Lebensstandard klingt das alles unvorstellbar und realitätsfern, damals während des Kriegs war es aber so.

Als in der auf den 9. Mai Nacht, also eigentlich als der Krieg offiziell schon aus war, bereits alle im Gasthaus in Waisenegg schliefen, kam plötzlich ein russischer Soldat zu uns in die Zimmer, weckte alle Geflüchteten und zitierte alle ins Gastzimmer, in dem wiederum viele Familien gemeinsam lagen. Es war mitten in der Nacht und dementsprechend finster, nur die Petroleum-Lampe des russischen Soldaten erhellte den Raum. Danach sagte der Soldat im Auftrag eines russischen Offiziers: „Ich brauche eine Frau!“ Jeder wusste was nun bevorstehen würde. Nachdem sich die Lind Tante (und auch andere ältere Frauen) freiwillig opfern wollte und mitrausging wurde sie mit den Worten „Nein, nichts gut!“ wieder zurückgeschickt. Danach ging er mit einer Lampe durch das Gastzimmer und schaute sich nach einer passenden, jüngeren und brauchbareren Frau um. Ignaz, der immer neben der Mama war, war schon älter und so schlau, dass er uns Kinder aufforderte uns auf unsere hübsche Mama und dadurch für den russischen Offizier interessante Frau zu legen, damit sie nicht entdeckt und ausgewählt wird. Ich selbst war damals Gott sei Dank erst elf Jahre alt und zu jung. Ausgewählt wurde meine Cousine und Matthias Schwester, Schantl Mitzi. Sie war 15 Jahre alt. Ihre Mutter Johanna und alle anderen wollten es noch verhindern und liefen ihr nach, aber es war zwecklos. Nachdem sie zurückgebracht wurde, wuschen die älteren Damen Mitzi und versuchten sie zu trösten. Zum Glück wurde sie wenigstens nicht schwanger. Psychisch konnte sie sich jedoch von diesem Ereignis ihr ganzes Leben lang nicht wirklich mehr erholen.

Am 9. Mai machten wir uns gleich in der Früh, wieder zu Fuß, von Waisenegg über Wenigzell wieder in Richtung Mönichwald auf. Wir waren alle froh, dass diese schreckliche Nacht vorbei war. Bevor wir wieder nach Hause kamen, marschierten wir wieder den ganzen Tag nach Wenigzell, in der Hoffnung dort eine Unterkunft zu bekommen.

Schließlich kamen wir bei einem Bauernhaus in Wenigzell, bei Familie Hofstätter, unter und verbrachten dort eine Nacht. Bei diesem Bauernhaus waren die Hausbewohner selbst auf der Flucht und nur zwei Leute – ein Knecht und eine alte Frau – blieben beim Haus. Wieder kamen wir erst gegen Abend an und fragten hilflos: „Wir sind aus Mönichwald, dürfen wir bei euch schlafen?“ Die alte Dame zeigte sich hilfsbereit und beherbergte uns daraufhin im Dachboden. Wir waren froh endlich schlafen zu können. Als in der Nacht alles ruhig war, hörte Lind Onkel plötzlich etwas rumpeln und einige Stimmen. Er befürchtete, dass gerade Russen zum

Bauernhaus kamen. Er ging mit einer Sturmlaterne nachschauen. Währenddessen bemerkten auch die Hausherren, die gerade selbst von ihrer Flucht wieder heimkehrten und fälschlicherweise von Lind Onkel als Russen identifiziert wurden, dass oben im Dachboden jemand ist. Der gerade zurückkommende Hausherr schlich ins Schlafzimmer zu seiner Mutter und fragte wer die Leute da oben sind und ob wohl alles in Ordnung sei. Sie antwortete nur: „Eine verzweifelte Familie aus Mönichwald, die einen Schlafplatz benötigt, liegt oben im Dachboden.“ Der Hausherr ging rauf in den Dachboden und als er Onkel Lind begegnete schrie er: „Jessas, des is jo da Herr Lind.“ Es war ein überaus erleichternder Moment, als sich das Missverständnis auflöste und herausstellte, dass es sich nicht um Russen, sondern nur um die Hausherren handelte.

Ein Zeichen dafür, dass damals auf der einen Seite zwar alle Bewohner zusammengehalten haben und sich, wo es nur ging, unterstützten, aber auf der anderen Seite auch alle Güter und Ressourcen knapp waren und sich bei materiellen Dingen auch die Freundschaft aufhörte, zeigt folgende Geschichte: Am Weg von Waisenegg nach Wenigzell zu Fam. Hofstätter legten wir eine kurze Rast vor einem anderen Bauernhaus ein und jausneten auf einem Bankerl. Dort dürften wir aus Versehen unser teures und schönes Besteck sowie unsere letzte Jause mit einem großen Glas Grammelschmalz beim Weiterziehen liegen gelassen beziehungsweise vergessen haben. Als Mama zwei oder drei Wochen später wieder einmal auf Besuch zum Bauernhaus kam und nach dem Besteck fragte, antworteten die Hausherren: „Nein, bei uns ist nichts liegen geblieben.“ Das Besteck und unser Essen bekamen wir natürlich nicht zurück. Man kann es ihnen aber gar nicht einmal wirklich vorwerfen, die Güter und Lebensmittel waren zu dieser Zeit einfach knapp.

Nach einem Frühstück bei Fam. Hofstätter gingen wir zu Fam. Gaulhofer, vulgo Grabner, zurück nach Mönichwald, wo wir für die Zeit wohnten, bis unser Gasthaus wieder frei von Besatzern und bewohnbar war. Gott sei Dank wurde nach Kriegsende kaum noch geschossen, auch die Stalinorgel kam nicht mehr zum Einsatz. Aber beherrscht und besetzt wurde unser Dorf immer noch von den Russen. Bevor wir wieder in unser Gasthaus, unser altes Zuhause, zurückkehren konnten putzte unsere Mama rund zwei Wochen lang das Gasthaus und brachte es wieder auf Vordermann. Wie es da ausgesehen hat, kann man sich denken. Alles verwüstet, herausgerissen, durchstößt, schmutzig, zerstört, voll mit Scherben und fast nicht wiedererkennbar. Wir konnten gütiger Weise währenddessen bei Fam. Gaulhofer bleiben. Ich stand, während Mama das Gasthaus putzte und zusammenräumte, immer Schmiere und hielt

nach Russen Ausschau. Sobald sich fremde Leute näherten – es könnten Russen sein – liefen wir aus Angst sofort über den Hinterausgang raus und zu Fam. Gaulhofer zurück, um es am nächsten Tag wieder zu probieren. Einmal warnte ich meine Mama wieder einmal vor, dass sich ein unbekannter Mann näherte. Als sich herausstellte, dass es Herr Weinhandl, ein Bekannter aus dem Gasthaus war, war, gaben wir ihm schnell etwas zu trinken. Er war zu Fuß mit einem Rucksack unterwegs. Wieso oder wohin er wollte, weiß ich nicht mehr genau. Nachdem wir mit den Aufräumarbeiten und Reparaturen fertig waren zogen wir wieder ein und hatten nach einigen Tagen auch wieder einen relativ normalen Gasthausbetrieb.